

Russkaja Pocht

1919.05.25
307-211935

Adresse d. Redaktion u. d. Geschäftsstelle (vorübergehend): Michael-Str. Nr. 89, im Magasin von G. Frid (vormals E. Auffermann). Sprechstunden: 10—12 vorm. (zu fragen nach W. Bauer).

Erscheint 2-mal wöchentlich
am Donnerstag und am Sonntag.

Bezugspreis: 12 R. 50 K. für 1 Mt. Anzeigen: die 3-mal gespaltene Kleinzeile auf der ersten Seite 1 Rbl., auf der 4. Seite — 70 Kop.

Nr. 40. **St. Petersburg, den 25. Mai 1919.** 11. Jahrgang.

Kelenendorfer Realschule.

Die Aufnahmeprüfungen in alle Klassen I—VII finden am **4., 5., 6. und 7. Juni** statt. Das Lateinische ist von der 3. Klasse an obligatorisch.

Dz. Direktor E. Zellnsky.

Am Montag, dem 19. Mai, wurde im Subalowschen Volkshause, zum Theaterabend der deutschen dramatischen Sektion, eine Braune

Lorgnette verloren.

Ihr Finder wird gebeten, sie Welikokjasheskaja 85, zwischen 5—7 nachmittags abzuliefern.

Zur politischen Lage.

Inland. — Die italienische Mission ist eifrig damit beschäftigt, sich mit den hiesigen Verhältnissen, namentlich den wirtschaftlichen, vertraut zu machen. Ihr Hauptaugenmerk ist auf die Möglichkeit einer ergiebigen Ausnutzung der Wälder Georgiens gerichtet, wobei für die Ausfuhr nach Italien in erster Linie die Baumarten in Frage kommen, welche, wie z. B. die Kiefernarten, der Faulbaum u. a., zur Herstellung von Säureerzeugnissen geeignet sind. Ferner befindet die Mission ein lebhaftes Interesse für die sog. weiße Kohle, d. h. die Ausnutzung der den Flüssen mit starkem Gefälle innenwohnenden elektrischen Kraft u. i. w. Für die Einfuhr nach Georgien wären, nach Meinung der Mission, folgende italienische Erzeugnisse in Betracht zu ziehen: Schwefelbläse, Kupfervitriol, Gemüsesamen, Macaronen, landwirtschaftliche Maschinen, Motoren (Automobile etc.), Schienen, Lokomotiven, Manufakturwaren (Baumwollene, wollene und seidene Gewebe), Schuhzeug, Strohhüte und dgl. m. Vertreter der Mission werden demnächst die Ortlichkeiten bereisen, welche im Hinblick auf die Anbahnung eines regelmäßigen Warenverkehrs von Bedeutung sein dürften. Nebenbei sei bemerkt, daß die Mission unlängst auch in Rücksicht auf die Ein- und Ausfuhrmöglichkeiten im freien Meinungsaustausch mit Vertretern der aderbeldjanschen Regierung und der dortigen Geschäftswelt einer gründlichen Besprechung unterzogen hat, wobei als Hauptgegenstand der Ausfuhr nach Italien natürlich die Kaphta in Frage käme, deren letzteres dringend bedarf. In politischer Hinsicht zeigen die Italiener großes Entgegenkommen und billigen durchaus die Selbständigkeitsbestrebungen der Kaufhausvölker.

Ausland. — Der „Friedensvertrag“ sollte bekanntlich von den deutschen Delegierten spätestens am 21. d. Mts. unterzeichnet werden. So wünschten es die Verbündeten. Das ist nun nicht geschehen. Wie die englische Presse zu berichten weiß, soll v. Brodorski-Mangau um einen Aufschub von einigen Tagen gebeten haben und daher obige Frist bis zum 29. d. Mts. verlängert worden sein. Zugleich wird in der nämlichen Presse die Vermutung ausgesprochen, daß der Vertrag wohl kaum früher als zwischen dem 5. und 15. Juni unterschrieben werden dürfte. Als Grund hierfür wird angegeben, daß die neuerdings der Friedenskonferenz überreichten 6. sehr umfangreichen Noten v. Brodorski-Mangau's natürlich erst genauer geprüft werden müßten, ehe sie beantwortet werden könnten. Diese Noten betreffen: 1) die im Entwurf vorgesehene Gebietsabtretung im Osten Deutschlands; 2) Etia-

vorbringen; 3) die befestigten Gebiete; 4) die Schadenersatzansprüche, d. h. die Verpflichtungen, welche Deutschland übernehmen soll; 5) die internationalen Bestimmungen bezüglich der Arbeit und 6) das Vermögen der Deutschen in anderen Ländern, desgleichen eine allgemeine Übersicht der Lage. Außer den erwähnten Noten berichtet die Georg. Tel.-Agentur — nach deutscher Quelle — von „Gegenvorschlägen“ der deutschen Regierung, die mittels eines Kuriers nach Versailles befördert worden sind, nachdem sie von der deutschen Nationalversammlung in Weimar in einer geheimen Sitzung begutachtet wurden. Diese „Gegenvorschläge“ sind, soweit über sie bisher bekannt geworden ist, auf den 14 Punkten des Wilson'schen Friedensprogramms begründet, stellen nämlich den Entwurf eines „gerechten Friedens“ dar, wie ihn das deutsche Volk seit dem 11. Nov. 1918 (Abschluß des Waffenstillstandes) erwartet, gemäß der Begründung, die v. Brodorski-Mangau am 7. d. Mts. in seiner von uns bereits wiedergegebenen Rede gegeben hat. Auch diese „Gegenvorschläge“, die ebenso wie der „Friedensvertrag“ ein ganzes Buch ausmachen sollen, benötigen der genauen Durchsicht von Seiten der Friedenskonferenz, wenn es nun schon nicht anders sein kann, d. h. wenn sich die ganze Angelegenheit nicht so einfach, durch Zurückweisung jeder Einrede deutscherseits gegen die grundsätzlichen Bestimmungen des Entwurfs, wie sich Clemenceau die Sache gedacht hatte, machen läßt. Jetzt gewonnen, viel gewonnen! Das gilt aber nicht nur hinsichtlich Deutschlands, sondern dieselbe Weisheit nehmen auch die Verbündeten für sich in Anspruch, indem sie vorgeben, nun mit größerer Ruhe überlegen zu können, was für Maßregeln sie ergreifen sollen, falls Deutschland den „Friedensvertrag“ trotz des gewährten Aufschubs nicht unterschreiben würde. Die bekannte freundliche Miene zum bösen Spiel!

Zu: „Der neue Tag beginnt“ (Rauf. Bd. N. 35.)

Der erste Hahnenschrei! Der Tag beginnt! Doch ehe der zweite folgte, war Er dreimal verleugnet!...
Zuschauer, spanne Deine Nerven nicht an: Sobald der Hahn zum zweiten Male kräht, Durchschauert es den frevelhaften Verleugner, und bittere, bittere Tränen entströmen seinen Augen. Er beruht und trägt dann selbst den Namen des Verleugneten in Hellschein hinaus auf das unendliche Meer der Sprachen und Zungen!

Betroff, Du getriebener, göttlicher Menschengeist! Der sogenannte „Abbel“, der laute Verkündiger des kommenden Morgens der Menschheit, hat im fernen Norden mit seinen Ängeln schon die Erde strichweise berührt... Ja, er ist — mit seinen Denmen — zum zweiten Male und Bein durchdringenden, jegliches Echo anschalenden Hahnenschrei vorbereitet...
Die Stimme leuchtet zum dritten Male. Da, der zweite Schrei und — Flügelschlag!... Der Verleugner lehrt in sich, der gelende Hahnenschrei erweckt ihn aus der geistigen Unmännlichkeit...
Die schönsten Wolken ziehen morgenwärts, und dem verleugneten Volke zollt man wieder das Seine. — Der Himmel ist wie aus Kristall, und über dem Haupte des erlösten Menschengeschlechts funkeln unerschöpfliche Sterne... Das Reich in seiner Mitte, vom Sternenzelt umwölbt, erhebe nun die Bitte, daß der Hahn zum letzten Male

krähte: Der wonnige Schrei, der leste! Dort und Herde ziehen dem leuchtenden Morgenrot entgegen... Wohl zum letzten Mal erinnern sie sich der greulichen Donner und Blitze in der vergangenen Nacht, denn schon umföhen sie die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne des ewigen Heiles, schon ist ihnen die glückselige, mit verkörnten Leibern, in den Armen des Schöpfers daher... Der Gesichtskreis verliert sich ins Unerlöste...

Der Gott der allumfassenden Liebe wird der „Welt des Tages“ sein!!!
Ernst Kämmerle,
Katharinensfeld, im Mai 1919.

„Legal“ und „moralisch“.

Zu dem Aufsatz über „Kultur u. Freiheit“ in N. 30 d. „R. P.“
Von Pastor W. Müller (Mariensfeld).

III.

Wir haben gesehen, wie die Trogglotyten gerade durch ihre Schlechtigkeit zugrunde gingen und die Opfer ihrer eigenen Ungerechtigkeit wurden.

Von so vielen Familien blieben zwei übrig, die von dem Unglück verschont wurden. In jenem Lande bildeten nämlich zwei Männer ganz eigene Ausnahmen: sie besaßen Menschlichkeit, kannten die Gerechtigkeit und liebten die Tugend. Ebenso eng durch die Redlichkeit ihres eigenen Herzens wie durch die Verderbtheit des Sinnes ihrer Mitbürger mit einander verbunden, sahen sie das allgemeine Elend und empfanden nur Mitleid darüber: und dies wurde ihnen zur Grundlage einer neuen Vereinigung. Mit gemeinjamem Eifer wirkten sie für die gemeinsamen Wohl; sie kannten keinen Widerbruch, als solchen, der einer tugendlichen und gütlichen Freundschaft entsprang; und in der abgelegenen Gegend des Landes, fern von ihren Landesleuten, die ihrer Liebe unwürdig waren, führten sie ein glückliches und friedliches Leben: der Boden, durch diese tugendhaften Hände bebaut, gab scheinbar seine Erzeugnisse von selbst her.

Sie liebten ihre Frauen und wurden von diesen auch gütlich geliebt. All ihr Denken war darauf gerichtet, ihre Kinder zur Tugend zu erziehen. Sie schäderten ihnen unablässig das Unglück ihrer Mitbürger und besonders näherten sie in ihnen das Gefühl, daß das Wohl des einzelnen immer von dem Gemeinwohl abhängt; daß sich von diesem Gemeinwohl absondern wollen, sich dem Untergang nähern heißt; daß die Tugend uns nicht als ein Opfer erscheinen darf; daß man sie nicht als eine schmerzliche Anstrengung betrachten soll und daß die Gerechtigkeit gegen andere eine Wohlthat für uns selbst ist.

Bald hatten sie denn auch den Trost tugendhafter Vater Kinder zu besitzen, die ihnen ähnlich waren. Das junge Volk, das unter ihren Augen heranwuchs, vermehrte sich durch glückliche Ehebündnisse; ihre Zahl vervielfältigte sich, während ihre Einigkeit immer die nämliche blieb; und die Tugend, weit eifriger, in der Masse schwach zu werden, stärkte sich im Gegenteil durch die größere Menge guter Beispiele.

Wer vermochte das Glück der Trogglotyten recht zu schildern? Ein so gerechtes Volk mußte von Gott geliebt werden. Sobald ihm die Augen für die Erkenntnis des Hellen aufgingen, lernte es ihn in Ehrfurcht fürchten; und die Religion milderte in ihren Bräuten und Tüchtigen, was die Natur darin an Rohheit zurückgelassen hatte.

Zur Ehre Gottes lernten sie Feste ein. Mädchen im

Blumenschmuck und Krabben feierten ihn durch ihren Gesang und durch den Wohlstand der Musik; und Feste folgten darauf, wo der Frohsinn nicht minder herrschte als die Mäßigkeit. Es war die schlichte Natur, welche in diesen Versammlungen Ausdruck fand; da lernte man sein Herz hingeben und Herzen finden; da machte die jungfräuliche Scham erröthend ein überraschtes Gesändnis, das bald vom Segen der Väter bekräftigt wurde; da war es eine Herzensfreude jährtliche Mütter, treue Bündnisse abmend im Werden zu besäugen.

Man ging in das Haus Gottes, um die Huld des Herrn zu erleben. Doch nicht Reichthum und die Last des Ueberflusses erbaten sie; denn solche Wünsche wären des glücklichen Troglodyten unwürdig gewesen; nicht für sich, nur für andere konnten sie dieselben thun. Nur die Gesundheit ihrer Eltern, die Eintracht ihrer Brüder, die Treue ihrer Frauen, die Liebe und den Gehorsam ihrer Kinder erblickten sie vor den Altären.

Abends, wenn die Herden von der Weide heimkehrten und die ermüdeten Stiere den Pflug zurückgebracht hatten, versammelten sie sich und besangen bei einem einfachen Mahle die Ungerechtigkeiten der ersten Troglodyten und ihren schlimmen Mißthaten, die Wiedergeburt der Jugend in einem neuen Volke und ihr Glück. Weiter sangen sie dann von der Größe Gottes, von seiner Huld, die stets denen, die ihn anrufen, zuteil wird, und von seinem unveränderlichen Zorn, welcher die trifft, die ihn nicht ehren. Danach schilderten sie das Glück eines Lebens, dessen dauernder Schmutz die Unschuld ist. Früh überließen sie sich dann einem Schlaf, der von Sorgen undummer niemals unterbrochen wurde.

Die Natur befriedigte ihre Wünsche nicht weniger als ihre Bedürfnisse. In diesem glücklichen Lande war die Gabsucht unbekannt. Sie erkeuerten sich durch Geschenke, bei welchen der Geber nichts im Vorteil zu sein glaubte. Das Volk der Troglodyten betrachtete sich als eine einzige Familie.

Einer von ihnen sagte eines Tages: „Mein Vater muß morgen sein Thel befehlen; ich werde zwei Stunden vor ihm aufstehen; wenn er dann hinauskommt, wird er schon alles besorgt finden.“

Ein anderer sprach zu sich: „Es scheint mir, daß meine Schwester für einen jungen Troglodyten Neigung gefaßt hat; da muß ich doch mit meinem Vater reden und ihn dahin bringen, diese Heirat zu gestatten.“

Einem anderen wurde berichtet, daß Diebe seine Herde hinweggetrieben hätten, und er rief: „Das thut mir doch recht leid; denn es war ein schneeweißes Schaf darunter, das ich meinen Nachbar schenken wollte. Nun werden mir eben die anderen helfen. Dem Diebe bringt es doch keinen Segen.“

Einu viertel hört man sagen: „Ich muß nun in

das Gotteshaus gehen und meinen Dank dem Allgütigen bringen; denn mein Bruder, den mein Vater so lieb hat und der mir selbst so teuer ist, hat seine Gesundheit wiedergewonnen.“

Oder auch: „Auf dem Felde, welches dem meines Vaters benachbart ist, sind die Arbeiter täglich der Sonnenglut ausgesetzt. Ich will doch zwei Bäume an die Grenze setzen, damit jene armen Leute manchmal in ihrem Schatten der Ruhe pflegen können.“

Eines Tages, als mehrere Troglodyten beieinander waren, sprach ein Kreis von einem jungen Menschen, den er im Verdacht einer Hebelat hatte, und überhäufte ihn deshalb mit Vorwürfen. Die jungen Troglodyten aber antworteten: „Wir glauben es nicht, daß er dies Verbrechen begangen hat. Hat er es aber gethan, so möge er seine ganze Familie überleben.“

Ein Troglodyt erhielt die Nachricht, daß Fremde sein Haus geplündert und alles geraubt hätten. „Wenn sie nicht ungerathen wären“, versetzte er, „so würde ich wünschen, daß das Schicksal ihnen gesatten möchte, es länger zu gemäßen, als ich selbst es gemäßen dürfte.“

So viel Glück konnte dem Volke nicht entgehen. Die benachbarten Völkerschaften versammelten sich und verabredeten unter einem wichtigen Vorwande, ihnen ihre Herden zu rauben. Sobald dieser Beschluß ihnen bekannt geworden war, schickten die Troglodyten eine Gesandtschaft an sie ab, welche folgendermaßen zu ihnen sprach:

„Was haben euch die Troglodyten getan? Haben sie eure Weiber entführt, euer Vieh geraubt, eure Felder verwüstet? Nein, wir sind gerecht und fürchten Gott. Was fordert ihr also von uns? Begehrt ihr Wolle, um euch Kleider zu machen? Wollt ihr Milch von unseren Herden oder Früchte von unseren Feldern? Legt die Waffen nieder, kommt zu uns und alles dies soll euch werden. Aber wir schwören bei allem, was heilig ist, daß wir, wenn ihr als Feinde zu uns kommt, euch als ein ungerechtes Volk betrachten und wie wilde Tiere behandeln werden.“

Diese Worte wurden mit Verachtung zurückgewiesen. Mit Gewalt überfielen die anderen Völker das Land der Troglodyten, von denen sie meinten, daß die Unschuld ihre einzige Verteidigungswaffe sei.

Aber diese waren zu Abwehr wohl vorbereitet. Ihre Weiber und Kinder nahmen sie in ihre Mitte. Aus die Ungerechtigkeiten ihrer Feinde, nicht ihre Ueberahl feste sie in Erhalten. Eine neue Begeisterung war über sie gekommen. Der eine wollte ihr seinen Vater herben, der andere für Gattin und Kinder, dieser für seine Brüder, jener für seine Freunde, alle für das Volk der Troglodyten. War einer gefallen, so nahm gleich ein anderer seinen Platz ein, der außer der gemeinsamen Sache noch einen besondern Tod zu vergelten hatte.

Solcher Art war der Kampf zwischen Ungerechtigkei-

ten und Tugend. Jene feigen Stämme, die nur auf Beute bedacht waren, schämten sich nicht, zu fliehen; sie unterlagen der Tugend der Troglodyten, selbst ohne sie umzubringen zu haben.

Da die Zahl des Volkes sich fortgesetzt vermehrte, so hielten es die Troglodyten für angebracht, sich einen König zu wählen. Sie kamen darin überein, daß man die Krone dem Gerechtesten anbieten müsse, und aller Augen richteten sich auf einen durch Alter und langjährige Tugend ehrwürdigen Kreis. Er aber sprach: „Ihr bietet mir die Krone an, und wenn ihr darauf besteht, so muß ich sie wohl annehmen. Aber ich sehe, wie es steht, o Troglodyten! Eure Tugend beginnt euch lässig zu werden. In eurem jetzigen Verhältnis, wo niemand über euch als Gesetz gebietet, müßt ihr tugendhaft sein, ob ihr wollt oder nicht; denn ohne dies wüdet ihr nicht bestehen können, sondern dem traurigen Schicksal der anderen verfallen. Aber dies Joch scheint euch zu hart. Lieber wollt ihr einem Fürsten dienen und seinen Befehlen gehorchen, die weniger streng sind als euer Sitten. Ihr wißt, daß ihr dann euren Ehrgeiz erdet bestriedigen, Reichtümer erwerben und in weicherer Gemüthsart dahingleben könnt, und daß ihr der Tugend nicht mehr bedürfen werdet, wenn ihr nur keine großen Verbrechen begeht. Und was verlangt ihr dar mir? Kann ich es einem Troglodyten befehlen, tugendhaft zu handeln, wenn er es nicht aus freiem Entschlusse thut? Ob mit oder ohne König — frei sein könnt ihr mir durch euch selbst und das seid ihr bisher gewesen.“

„Ganz leise spricht ein Gott in untrer Brust,
Ganz leise, ganz vertraulich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“

Aus dem deutschen Leben.

Gedanken

über das Stadt- und Dorfleben am Vorabend der Jahrhundertfeier unserer Kolonien.

Ein Kolonist, der in Batu ein großes Geschäft hatte, war nach einer Reihe von Jahren wieder einmal in seine Heimatgemeinde gekommen. Vieles, was dem beständig in der Kolonie Lebenden gar nicht auffiel, erregte die Aufmerksamkeit des besagten Geschäftsmannes und veranlaßte ihn zu manchem Tadel. So war z. B. vor einem Hause der Zaun zur Hälfte zusammengebrochen, doch gingen der Eigentümer und alle andern gleichgültig an ihm vorüber; an einer Stelle war der Fußsteig derart uneben, daß man sich auf ihm die Beine brechen konnte; doch kümmerte es niemand; an andern Stellen waren andere Missethände zu sehen, doch achtete auch auf sie nie-

Für Herz und Gemüth.

Morgen.

So oft die Sonne aufleucht,
Erneuet sich mein Hoffen
Und bleibet, bis sie untergeht,
Wie eine Blume offen;
Dann schummelt es ermattet
Im dunklen Schatten ein,
Doch eilig wacht es wieder auf
Mit ihrem ersten Schein.

Das ist die Kraft, die nimmer läßt
Und immer wieder flüchtet,
Das gute Mut, das nie verdirbt,
Geheimnißvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
Voran der Sonne wehn,
Wird sie der Freiheit Fledermaus
In Nacht und Schlaf vergehn!

Gottfried Keller.

Der Engel der Geduld.

Erzählung von Elisabeth Baud.

(4. Fortsetzung.)

Mitten im Grünen — in einem hübschen, schmucken Gärtchen stand das Pfarrhaus. — Die altmöblichen Tischelein umrannte apfziger Eisen und die Fenster leuchteten spiegel-

blank aus dem dunklen Rahmen hervor. Die Holzterre, welche zu der Vorlaube emporführte, war sehr sauber gefegt und mit Sand bestreut worden. Das ganze Gebäude machte einen recht freundlichen, wenn auch einfachen Eindruck.

Der alte Prediger Frank sah in der Laube, ein schwarzes Knöpfchen auf dem schneeweißen Haar, und rauchte behaglich seine Pfeife. Sein Gesicht hatte unagliche feine Fältchen, besonders um Mund und Augen herum, aber es war doch ein sehr gütiges, ehrwürdiges und herzzgewinnendes Gesicht.

Eben kam seine Wirthschafterin aus dem Hause, um ihn das zweite Frühstück und die Zeitung zu bringen.

Haben der Herr Prediger schon gehört, was im Herrenhaus geisteben ist? fragte sie aufgeregt.

Bei meinen Kindern, Julie? fragte der alte Herr verwundert dagegen und ließ die Pfeife sinken, nein, ich weiß nichts! Was hat sich denn ereignet?

Ein großes Unglück! antwortete Julie mitleidig, die arme, kleine Baroness Greta ist den Eltern geraubt worden!

Welch ein dummes Gerede! rief der Pfarrer ungläubig, wer soll wohl an dem unschuldigen Kindelein vergräuen?

Doch, es ist die Wahrheit! versicherte Julie eifrig, es sieht ja ein Aufriss in der Zeitung und der Herr Baron hat schon die Hilfe der Polizei in Anspruch genommen!

Kopfschüttelnd faltete Prediger Frank die Zeitung auseinander. Dann las er still die ganze lange, Auf-

sehen erregende Geschichte, welche viele Spalten des Blattes füllte.

Es ist schrecklich, nicht wahr? fragte Julie.

Der Prediger seufzte tief auf.

Meine arme, arme Lena! sagte er leise, es ist sehr schwer, ein Kind zu verlieren — ich weiß das — aber es so zu verlieren, das ist noch viel, viel schwerer!

Ein Wagen fuhr vor am Pfarrhause. Ein Diener öffnete den Schlag und eine schlanke, junge Frau stieg aus.

Ach, die Frau Baronin kommt! rief Julie erfreut und mittheilig zugleich aus.

Magdalena eilte häftig die wenigen Stufen der Holzterre emvor und betrat die Vorlaube.

Vater! rief sie, mein Vater! Mähfelig und beladen konnte ich zu dir!

Der alte Prediger erhob sich und ging seiner Tochter mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Komm, komm, meine arme Lena! sagte er zärtig, ich weiß, wie du leidest, und mein Vaterherz blutet für dich!

So hast du schon alles gehört? fragte Magdalena schluchzend, indem sie ihr Köpfchen zitternd an die treue Vaterbrust schmiegte.

Der Prediger gab Julie einen Wink, und diese zog sich darauf in das Haus zurück.

Wir wollen doch allein sein, mit unserm Schmerz! jagte er dann zu seiner Tochter und streichelte ihr die blaffen Wangen. Jetzt sehe dich zu mir — so — und sprich dir all das Weh herunter, das dich drückt!

Ach, wenn ich es nur könnte! seufzte Magdalena ge-

mand. Alles das mußte jedoch dem fremden Beobachter unwillkürlich in die Augen springen.

Ähnlich ergiebt es wohl in unseren Tagen dem Dorf- bewohner, wenn er in größeren Zeitabständen in die Stadt kommt. Was dem Städter schon alltäglich erscheint, lenkt seine Aufmerksamkeit auf sich. Ich will hierbei aber nicht davon reden, wie man in Tiflis auf den Straßen erst deutsches und österreichisches Militär und dann, ein paar Monate später, englisches zu sehen bekam, nun gar italienisches sieht und wer weiß was für welches noch zu sehen bekommen wird. So etwas erregt natürlich auch unsere Neugierde. Die Schottländer mit ihren nackten Knien, ihren kurzen Hocklein und den vorgehängten Schürzelein; die Indier in ihren Turbans und die schwarzen Nepal in ihren Hüften mit der Dutschur um die Unterleibe und nicht zuletzt die großen Maulsel der Engländer, wer von uns hätte sie nicht mit Interesse betrachtet? Für den Angereizten gibt es aber noch viel mehr des Schenkwerten und Neuen (ein Loch im Trottoir oder irgendwo ein Schmutzhaufen, die Stäber nicht mehr beachtet, weil er sich an die „Lumperei“ schon gewöhnt hat, sind natürlich nicht mitgemeint), daß er allezeit darauf bedacht sein muß, mit seinen Augen nicht in Konflikt zu geraten.

Nebelei will ich besprechen, daß die „Grusia“ kürzlich in einem Artikel (in № 105) schrieb, daß seit des alten Noahs Zeiten, dessen Kisten sich im Kaukasus auf dem Ararat niederließ und der dann in den fruchtbaren Thälern Gärten anlegte und fleißig von dem edlen Weizen trank, zu verschiedenen Zeiten schon viele hier gewesen seien: jene griechischen Soldaten, die Argonauten, welche im grauen Altertum unter der Anführung des Jason von Kolydis das goldene Vlies (Widderfell) holten; fodann Alexander von Magedonien, Zamerlan, Schah-Abas, Russen, Deutsche, Engländer und Italiener. Diese alle haben hier Speisebeuten gegessen und von dem köstlichen kaukasischen Wein getrunken; sie alle sind gekommen und — wieder gegangen. Und wenn, wie die „Grusia“ weiter ironisirt, nach den Italienern in gewisser Reihenfolge und bestimmten Zeitabständen die Franzosen, Griechen, Belgier, Rumänen und Amerikaner kommen werden, dann wird der Schluss sein: „Der Sand kommt und geht, das Wasser fließt.“

Doch ich will nun nach dieser kleinen Abschweifung zu meinem eigentlichen Thema zurückkehren. — Wenn die verschiedensten Völker und Anskömmlinge in ihren Nationaltrachten noch so sehr unser Interesse in Anspruch nehmen u. uns hin u. wieder einen Ausbruch des Staunens entlocken, so hat jeder aufmerksame Beobachter doch auch tagaus, tagein Gelegenheit, hier in der Stadt Bilder und Szenen zu schauen, die sich als schwerer Gram auf unsere Seele legen, Bilder, die dem Auswärtigen, der selten in Tiflis ist, unbedingt auffallen müssen, Bilder, die einen tiefen Blick tun lassen in den großen Jammer, in das tausendfache

Glend, welches allein und nur allein der unglückselige Krieg verurteilt hat.

Der Kaser, welcher nie in die Stadt kommt, möge mich im Geist bei einem Gang durch die Stadt begleiten. Die Uniformen der ausländischen Soldaten fehlen uns nicht mehr. Wir richten unser Augenmerk nach einer andern Seite hin. Man traut seinen Augen kaum: überall auf den Straßenecken und auch auf den Trottoirs — was für eine Menge von Armen und Bettlern, Krüppeln und Halbverunglückten! Stumpf und gleichgültig geht die große Masse an ihnen vorüber. Es ist einem etwas Alles; man hat sich so daran gewöhnt, daß es einen kalt läßt. Sieh dir einmal die Jammervergalten an und höre, was sie dir alles erzählen. Dort vor dem Theater begegnet uns ein russisches Bauerweib, ihr 6-jähriges Töchterlein an der Hand führend. Müde ist ihr Gang. Sie streckt die Hand aus und bittet den Vorübergehenden um ein Almosen. Die tiefen Runzeln und Furchen im Gesicht und an der Stirn zeugen von überhandnehmendem, schwerem Leid, von Mangel und Entbehrungen aller Art. Was erzählt uns die Frau? In der Maganheppe war ihr Dorf, wo sie glücklich mit ihrer Familie lebte. Und jetzt? Vertrieben vor ihrer Scholle, ihres Besitztums durch die Tataren bebaut, der Mann krank im Spital, der Sohn verstorben, — so schleppt sie sich durch die Straßen der Stadt und mit ihr noch hunderte andere. Sie denken der guten Zeit. Was sie von Hunger haben, ist Hunger und — Tod. Wahrlich, kein be- weidenswertes Los!

Und was sehen wir denn dort an jener Straßenecke für ein Menschenergänge? Es geht uns, in die Mitte des Kanals mit unsern Blicken durchzudringen. Eine arme Mutter sitzt auf dem harten, kalten Straßensplatter. Verweissung malt sich auf ihrem Gesicht. Weint sie nicht? Nein! „Der größte Schmerz im Mutterherzen ist stumm und tränenlos.“ Sie hält in den Armen den teuersten Schatz, den eine Mutter hat, ihr Kind, das Opfer unsäglicher Entbehrungen und Unterernährung. Es ist tot. Viele der Anwesenden sind im Augenblick von Mitleid ergriffen und reichen der Frau milde Gaben. Warum haben denn die Leute nicht früher helfen können? Die Almosen kommen zu spät, für das Kind wenigstens, denn es braucht keine Speise mehr. Hungertod — ein schwerer Tod!

Wir biegen jetzt um eine Ecke. Etwas abseits von der Straße, hinter einem Zaun auf dem nassen Boden zusammengelagert, ihr eine jüngere weibliche Person. Tränen rollen über ihre Wangen. Sie ringt die Hände, hebt sie zum Himmel empor und klagt laut, daß sie keinen Menschen auf der Welt habe, der sich ihrer, der Kranken, annehmen wolle. Kleider besitzt sie nicht. Mit einer alten, zerfetzten und schmutzigen Decke nur überdeckt sie ihre bloße. O Gott, wer wird der Unglücklichen beistehen?

das einzige, das mir blieb. Der Herr gibt und nimmt, wir Menschen müssen uns darein fügen, so bitter schwer es uns manchen wird! Nichte dich auf und verzage nicht, meine Tochter!

Ach, Vater! sprach Magdalena weinend dagegen, du hastest zwölf Kinder, aber ich habe nur das eine, einzige! Es ist mein Alles, mein Welt! Und das soll ich hergeben? Das muß ich auf solche Weise verlieren? Ja, wäre es irant gewesen, wäre es in meinen Armen, an meiner Brust gestorben! Ich hätte sein letztes Lächeln gehabt — ich hätte das kleine Mündchen küssen können und die Augen und die Händchen. So viele, viele Mal! Mit meiner ganzen Liebe hätte ich es zudeckt und mit allen Kräften, die es in Lebew gern sah. Und wenn wirklich all meine heißen Tränen es nicht wieder erwecken könnten, so wüßte ich dann doch, es ruht so stille, so sanft, von mir selbst gebettet, und es leidet nicht! Sie brach ab, und ihre Lippen suchten in wildem Schmerz.

Eine Weile herrschte tiefes Schweigen in der Laube. Prediger frant kalt den Kopf in die Hand gestützt was dann. Auch ihm ging ja der Verlust der kleinen Enkelin furchtbar nahe. Wie war es denn nur möglich? Der ganze Fall erschien ihm so rätselhaft — in ein undurchdringliches, geheimnisvolles Dunkel gehüllt.

Ich kann die Sache gar nicht verstehen! sagte er endlich, wenn Banditen einen Raub oder eine ähnliche Tat begehen: so haben sie einen bestimmten Zweck dabei im Auge. Weist wollen sie Geld. Das Kind aber ist verschwunden und man hört nichts, nichts davon!

Wer ist der barmherzige Samariter, der sie in eine Herberge bringt? — Mit tiefem Weh im Herzen haben wir uns kaum ein paar Schritte von dieser Verlassenen entfernt, da dringen in weinerlichen, herzoggegendig! Thymel aus Kinderwand die Silberne an unser Ohr: „Honorate, papa Xpistosa. mama abrb, mama abrb.“ („Dankt uns Christi willen, ich habe nicht Vater, nicht Mutter!“). Wo sind die barmherzigen Seelen, die dieses arme, verlassene Waisenkind in Jesu Namen in ihr Haus aufnehmen?

Wir sind jetzt wieder auf dem Gotsowinischen Proviest. Eine vielantwendigere Menge bewegt sich, einem wogenden Meer gleich, hin und her, ein Teil seinen Tagesgeschäften nachgehend, der andere Teil lustwandeln, darunter viele in reichen Prachtgewändern, viele, die trotz der fabelhaften Feuerung keine Not kennen und an allem Überflus haben, solche, denen es ein Leichtes wäre, jeden Tag auch nur ein bißchen von dem vielen Geld zu füllen, Tränen zu trocknen und einen warmen Sonnenstrahl der Liebe in die Herzen von so vielen Verzagten und Bekümmerten fallen zu lassen. Beachten aber viele der Lustwandelnenden jenes arme Wägelin dort an der Mauer? Es ist vielleicht 5-6 Jahre alt. Abgesehen und gelb sieht es aus — eine kleine Wachsfigur. Nur stehend sind die Armdchen und Beindchen. Das Köbchen ruht müde auf den Schultern. Spüchtern freckt es seine schmalen Händchen aus, um die spärlichen Gaben in Empfang zu nehmen. Den andern Tag ist das Kind auf der nämlichen Stelle. Es regnet. Wir hüllen uns in unsere Überzieher. Das arme Würlein zieht die nackten Beindchen an sich, bedeckt sie geduldig mit einigen Fäden von dem zerfetzten Rocklein, streckt sich um auf das nasse Straßengewässer und legt ein kaltes Armdchen über Stirn und Augen. So muß es also elendiglich in Sturm und Wetter unkommen? Nein, es ist den dritten Tag wieder auf seinem Platz, sichtbar in ganz guter Laune, denn es spielt und summt etwas vor sich hin. Ein mitleidiger Herr reicht ihm 10 Kbf. Seht, wie ihm die eingefallenen Augen vor Freude leuchten! Es drückt das Geld fest in sein häutchen und rennt davon. Der Herr schaut ihm nach. — Wer ist wohl glücklicher? Ach, möchten es nur alle verstehen und wissen: „Die Freude, die wir geben, kehrt uns eigne Herz zurück.“ Glückselig diejenigen, die wohlthun können! Sie werden es erfahren, daß geben seliger ist, denn nehmen. M. Claudius sagt:

„Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Tote, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehn,
Sind Sternlein, die nicht untergehn!“

In Tiflis sollen jetzt noch 25 000 Flüchtlinge sein. Zu Hunderten und sie oft in engen, ungelüfteten Räumen zusammengedrückt. Hunger und Krankheiten sind ihre täglichen Gäste. Und wenn auch die Regierung, sowie ver-

Nichts! entgegnete Magdalena tonlos, Franz erhobte zuerst auch noch einen Brief oder irgend ein Zeichen. Er hätte ja jedes Losgeld bezahlt und von einer Bestrafung der Schuldigen abgesehen, wenn wir nur unsere Greta gesund oder wenigstens doch lebend wieder erhielten. Aber es schweigt alles!

Der Prediger schüttelte den Kopf. „Habt ihr denn so arge Feinde?“ fragte er bekümmert. Feinde, die so kalten Herzens sind, daß sie euch dies Schreckliche antun konnten?

Magdalena wurde dunkelrot und weinste tier auf. Ach ja, wir haben Feinde, lieber Vater! antwortete sie traurig, aber ich kann es dir nicht sagen, wer sie sind — ich darf es nicht — meines Mannes wegen!

So? fragte der Prediger, auch dann nicht wenn du die betreffenden im Verdacht haßt, daß sie die dein Kind genommen haben?

Ich weiß es doch nicht, entgegnete Magdalena, ich kann den Verdacht durch nichts heben! Man soll niemand zu unrecht beschuldigen!

Nein, das tue ja nicht, meine Tochter! sagte der alte Herr ernst, aber wir sind hier ganz allein, niemand hört uns, und — ich bin — dein Vater! Sprich doch frei aus! — Vertraue dich mir an!
(Fortsetzung folg.)

quält auf, aber ich kann ja nicht! Ich bin so verzweifelt! Vater! Wie finde ich mein Kind wieder? Auf meinen Knien habe ich Gott gebeten, er erpört mich nicht!

O, Lena, wie darfst du das sagen! sprach der alte Herr ernst, dein Gott hört dich immer! Du weißt aber nicht, was er mit dir oder deinem Kinde vorhat! Sei nur ruhig und vertraue ihm! Er wird es wohl machen! Ich kann nicht! sagte Magdalena tonlos, ich bin nur eine schwache Frau — eine Mutter bin ich, mein Vater, die so furchtbar leidet! Greta ist in schlechten Händen — sie wird vielleicht in Pfandhandt oder gar an ihrem Leben bedroht und ich — ich kann sie nicht lösen! Mit all meiner Liebe kann ich nichts, nichts für sie tun! Das ist es, was mich zur Verzweiflung bringt! O, mein Kind! Meine arme, kleine Greta! schluchzte sie auf.

Der alte Prediger sah seine Tochter mild an. Die Augen wurden ihm feucht.

So fasse dich doch, meine liebe Lena! sprach er sanft, sich, so ein unschuldig Kindlein, das hat auch seinen Engel! Wenn es schon in großer Gefahr schwebt, es wird doch beiläufig sein! Sorge dich nicht zu sehr, wer weiß, wie bald du deinen Liebling wieder in die Arme schließen darfst!

Daß du recht hättest! stammelte Magdalena. O, Vater! Vater! Wenn ich das Kind nicht wiederfinde, ich glaube, ich tue mir ein Leid an!

Aber Lena, Lena! Bedenke was du sprichst! Der Prediger fuhr sich mit der Hand über die Augen. Sieh, ich hatte zwölf Kinder, alle schön und gesund, und du bist

schiedene Organisationen und in letzter Zeit die Amerikaner die Armut und das Elend zu lindern suchten, wenn auch hin und wieder viele Gaben zusammenkamen, so ist das alles doch nur ein Tropfen ins Meer. Und reicht bei weitem nicht aus, der tauenbeglückten Zammer zu füllen, und die bleichen Hungergestalten werden auch nicht so halb von den Strafen verschwinden.

Und wer will jene Not beschreiben, die sich unserer Beobachtung entzieht, jene Not, die in Häusern anzutreffen ist, an die wir nie gedacht hätten, jene Not, die manchen Vater beinahe schon bis zur Verzweiflung getrieben hat? Damen in anständiger Anzug (vielleicht dem letzten, den sie haben, weil alles nur Einbebrüde bereits verkauft worden ist), mit rotgeweineten Augen und eingefallenen Augen und eingefallenen Wangen, sprechen einen an: „Moi Gottes willen, mein Herr, helfen Sie mir, daß ich mir mal wieder ein Stückchen Brot kaufen kann! Ich suche schon wechenlang eine Beschäftigung und kann keine finden.“ Auch unter unserer deutschen Gesellschaft sind viele, welche sagen, daß sie jetzt erst den tiefen Sinn der 4. Bitte im Vaterunser verstehen: „Unser täglich Brot gib uns heute.“ Wer durch die Strafen geht und gute Ohren hat, der hört aus vielen Gesprächen nur eins heraus: die Klage über die übermäßige Teuerung, den Wunsch, wenn man sich nur einmal wieder so recht satt essen könnte.

Und nun, nachdem wir aus den tausenderlei Fällen bloß ein paar Beispiele herausgegriffen und solch ein grauenhaftes Elend geschildert haben, wende ich mich an die Leser in den Kolonien und sage: Die Hand aus Herz und offen geantwortet! Habt ihr solche Not auch schon durchgemacht? Wenn Ja, was ist so weit herein seine Jünger, fragen wir: „Habt ihr auch je Mangel gehabt?“ — müssen da nicht viele, die ohne besonderen Grund gemurrt haben und mit ihrem Los unzufrieden waren, befrämt die Augen niederschlagen und gleich den Jüngern antworten: „Herr, nie keinen.“ Ja, wir müssen wohl bekennen, daß uns der Herrgott während der schweren Kriegsjahre bis zum heutigen Tag oft wunderbar geführt hat. Oft erging es uns wie Israel am Roten Meer: vorne waren braunende Meereswogen, hinter uns drohende Feinde, zu beiden Seiten Sündenrüse in Gestalt hoher Berge, fursum — nirgends ein Ausweg. Standen wir nicht am Vorabend der Aufhebung des deutschen Landbesitzes? Hingen nicht sonst noch öfters schwere, unbeschwanger Gewitterwolken über unsern Häuften? Audten nicht raschelle Blitze, die uns zu zerstückelten drohten? Zentnerdicke Sorgen lasteten auf unsern Herzen, kein Sternlein wollte in dunkler Nacht uns mehr scheinen, kein rettender Ausweg wollte sich aufsun. Und da, als die Lot am größten war, als bereits alles verloren schien, kam auch unerwartet immer wieder die Hilfe: da erging es uns nach den Worten eines schönen Verses: „Des Abends weint ich, und darauf ging mir ein froher Morgen auf.“

Und wenn wir nun an die vielen Flüchtlinge u. Heimatlosen denken, die da und dort umherirren und deren Reisen infolge von Hunger und Krankheiten immer lichter werden; wenn wir auch an die vielen Tausend unserer Glaubens- und Stammesgenossen denken, die in Wäldern und Helsen und andern Gegenden von Haus und Hof verjagt wurden und durch Kälte und Entbehrungen zum größten Teil zugrunde gegangen sind; wenn wir bedenken, daß uns sehr leicht ein ähnliches Schicksal hätte treffen können; wenn wir ferner bedenken, daß, mit wenigen Ausnahmen, auf dem Tisch eines jeden Kolonisten tagtäglich, trübseliges Brot, eine große Schüssel der schönsten Kartoffeln mit Fleisch dazu, „Rudpsch“ und „Stierum“ mit Salat, eine Karaffe Wein und noch andere gute Sachen zu sehen sind, daß man vom Hungern in den deutschen Dörfern im großen und ganzen nichts weiß, — müssen wir da dem Herrgott gegenüber nicht dankbar sein, der uns so vielfach durchgeholfen und der auch jetzt noch hilft dort, wo so mancher Eltern nicht wissen, woher sie Kleider und Schuhe für ihre zahlreich Kinderherge nehmen sollen?

Und wenn wir uns jetzt anschauen, das 100-jährige Jubiläum des Bestehens unserer transkaukasischen Kolonien zu feiern, da wollen wir so recht in uns gehen, wollen Rückschau halten und dankbaren Bergens erkennen, was der Dichter mit den Worten ausdrückt: „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über uns Hügel gebreitet!“ Wir wollen an dem Feste uns nicht nur nicht frohem Jubel oder sogar übermäßiger, übermäßiger Freude bei Essen und Trinken hingeben, sondern ernst und würdig diesen Tag be-

gehen. Wir wollen Herzen und Hände weit öffnen, um reiche Spenden für verschiedene wohltätige Zwecke und allerlei gemeinnützige Stiftungen darzubringen: für die Eröffnung einer Taubstummenanstalt, wie sie durch Beschluß der letzten Deleg.-Versammlung vorgeesehen ist, für die Hebung und Aufbesserung unseres Schul- und Gemeinbeweins usw. Arme sieht man nicht nur in den Straßen der Städte, wir haben sie, wenn auch in weit kleinerer Anzahl, auch in der eigenen Mitte. Lasset uns nicht hartberzig und übermütig sein oder sogar mit Radu trotzig sprechen: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Nein, lasset uns stets der Mahnung des Schriftwortes gedenken: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Tiflis.

Protokoll

der 11. Sitzung des Zentralvorstandes des Verbandes der transkaukasischen Deutschen, vom 7. Mai 1919.

Anwesend: C. Tröster, S. Hägele, P. Bühl, W. Braeter, G. Frid, Th. Hummel, E. Lamparter und G. Schaal. Als Gäste der Redakteur der „Kauf. Post“ H. Fufajeff und folgende Personen, die sich zur Bildung eines Redaktionskomitees im Prinzip bereit erklärt haben: A. Keist, A. Walling und Frau Walling, Fr. Schulz.

Tagesordnung: 1) Bestätigung des bereits angefertigten Schriftführers; 2) Vergütung der Maschinenschreiber für die Umschrift der Protokolle der Del.-Versammlung und anderer Schriftstücke; 3) Bestätigung des Gehalts für den neuen Zeitungsaussträger; 4) Anschaffung eines Papiervorrates für die „Kauf. Post“; 5) Fortsetzung der in Pkt. 1 der Tagesordnung der 10. Sitzung des 3.-Vorstandes erörterten Fragen und Festlegung eines Arbeitsplanes bei der Durchführung der diesbezüglichen Beschlüsse der Del.-Versammlung; 6) Ergreifung von Maßnahmen zur Verdrängung des s. 3. verarbeiteten M.; 7) Bildung des Redaktionskomitees und Bestimmung seiner Pflichten und Rechte.

Zu Pkt. 1: Der Vorsitzende berichtet, daß die Arbeit, welche sich nach der Del.-Versammlung angebahnt hat, die Anstellung eines Schriftführers erforderte, insofern dessen er sich gezwungen gesehen habe, Herrn Brendt zu diesem Zweck für die Nachmittagsstunden anzuhehlen, woraufhin derselbe als Schriftführer mit einem Gehalt von Abl. 400.— monatlich bestätigt wird.

Zu Pkt. 2: Den beiden Maschinenschreibern wird ein Tagesgehalt von Abl. 50.— für jede Person bewilligt.

Zu Pkt. 3: Für den neuen Zeitungsaussträger wird ein Monatsgehalt von Abl. 200.— festgesetzt, welches vorläufig, d. h. bis die Fälliger Ortsgruppe des Zeitungsbetriebes organisiert, vom 3.-Vorstand zu zahlen ist.

Zu Pkt. 4: Der Vorsitzende berichtet, daß die unaufhaltjam fortschreitende Steigerung der Papierpreise und der herrschende Mangel an Papier die Anschaffung eines Vorrates für ungefähr 3—4 Monate unumgänglich mache. Da aber der 3.-Vorstand nicht über die für diesen Zweck erforderlichen Mittel verfügt, erkläre er sich bereit, die Anschaffung von Papier für die Summe von ca. Abl. 15 000.— bis Abl. 18 000.— aus seinen Mitteln zu beforgen. Der Vorschlag wird angenommen.

Zu Pkt. 5: Der Vorsitzende berichtet über eine zwischen ihm, P. Bühl und A. Fufajeff vor kurzem stattgefundene Vorbesprechung über eventuelle Ergreifung von Maßnahmen zur Verdrängung oder Vorbeugung von Verlesungen der durch das Kolonistenengesetz den Kolonisten gewährleisteten Sonderrechte der transkaukasischen deutschen Kolonien bei Durchführung des Agrargesetzes. Bei dieser Besprechung seien sie zum Schluß gekommen, daß bevor man nicht genaue Angaben über den Landbesitz in den Kolonien habe, d. h. bevor man nicht wisse, inwieweit eigentlich das Agrargesetz für dieselben als nachteilig in Betracht zu ziehen sei, jeder diesbezügliche offizielle Schritt bei der Regierung verfrüht sei. Infolgedessen sei in erster Reihe die Verdrängung eines zweckentsprechenden Fragebogens an jede Kolonie notwendig.

Der 3.-Vorstand erklärt sich mit dieser Auffassung einverstanden und unterzieht die bereits entworfenen Form eines Fragebogens einer Prüfung und Ergänzung. Die Befürchtung, daß wegen Mangel an Zeit eine derartige Verdrängung der beachtlichsten Eingabe an die Regierung schlimme Folgen nach sich ziehen könnte, wird durch die

von P. Bühl wiedergegebenen, herfürgehenden Zusicherungen des Landwirtschafts-Ministers widerlegt.

Nach allseitiger Beleuchtung der Fragen bezgl. des Kolonisten- und Agrargesetzes wird beschlossen: 1) eine Kommission für diese Angelegenheit zu bilden; 2) den Fragebogen sofort zu verdrängen; 3) vorläufig keine Schritte bei der Regierung zu unternehmen; 4) die Kolonien über das Kolonisten- und Agrargesetz sowie über die Landwirtschaftsreform durch die „Kauf. Post“ aufzuklären.

In die Kommission werden vorläufig P. Bühl und A. Fufajeff gewählt, ferner wird der Wunsch geäußert, daß sich an den Arbeiten die Herren Klossow und C. Tröster beteiligten. Den gewählten Herren wird das Recht eingeräumt, passende Personen zu kooperieren. Die Kommission soll durch Bevollmächtigte der Kolonien, zu einem von jeder, erweitert werden, welche sich zum Schluß der Vorarbeiten (in der kleinen Kommission) in Tiflis einfinden haben.

Zu Pkt. 6: Nach eingehender Besprechung des Falles betr. Verhaftung eines gewissen M. erweist es sich, daß vor der Gerichtsverhandlung kaum etwas zu machen sei, insofern soll der Nationalrat aufgefordert werden, den Versuch zu machen, M. durch eine Bürgschaft zu befreien.

Zu Pkt. 7: Nach längerem Meinungsaustausch über die bevorstehende Tätigkeit des Redaktionskomitees, wofür Redakteur Fufajeff eingehend erklärte, worin dieselbe, nach seinem Dafürhalten, bestehen könnte, richtete der Vorsitzende an die anwesenden Mitglieder des genannten Komitees die Frage, ob sie vor allem es für möglich und notwendig erachten, sich 2-mal, oder mindestens 1-mal wöchentlich zu versammeln, und zwar wie vom Redakteur J. vorgeeschlagen wurde, Mittwochs und Sonnabends in den Nachmittags- bzw. Abendstunden, d. h. vor Zurückung des Materials für die nächste Nummer der „Kauf. Post“, um hierüber gemeinschaftlich mit dem Redakteur zu beraten, oder erforderlichenfalls von sich aus an der vorigen, bereits erschienenen Nummer derselben Kritik zu üben. Auf diese Frage erfolgte eine bejahende (einstimmige) Antwort, mit der Einschränkung bloß, daß wohl nicht immer die Beteiligung aller Mitglieder des Red.-Komitees vonnöten sein würde.

Auf die weitere Frage des Vorsitzenden, ob die Mitglieder des Red.-Komitees auch geneigt wären, durch eigene (fakultative) oder regelmäßige Verfolgung gewisser Rubriken in der „Kauf. Post“ mit entsprechendem Stoff, z. B. der für Landwirtschafts-, Schul-, Erziehungs- und sonstige Fragen bestimmten Abteilungen, die Zeitung zu unterstützen, erfolgte gleichfalls eine bejahende (einstimmige) Antwort.

Auf die Bemerkung des Vorsitzenden, daß in politischen Fragen das Redaktionskomitee nicht besetzt sein sollte (selbst dann nicht, wenn ihm der Redakteur beistünde), bindende Beschlüsse ohne Zustimmung des 3.-Vorstandes zu fassen, da ja letzterer allein für die Richtung des Blattes verantwortlich sei, fand die Verammlung diese Beschränkung der Tätigkeit des Redaktionskomitees für durchaus berechtigt und sprach in Anschluß hieran den Wunsch aus, daß der Vorsitzende des 3.-Vorstandes oder sein Stellvertreter den Sitzungen des Redaktionskomitees stets beiwohnen möchte.

Zum Schluß einigten die Anwesenden sich dahin, daß die genauere Verteilung der Arbeit unter die Mitglieder des Redaktionskomitees von diesen selbst, im Einvernehmen mit dem Redakteur und dem 3.-Vorstand, herbeizuführen werden soll, wobei dem Redakteur anheimgestellt wird, dem Redaktionskomitee diesbezügliche Vorschläge zu machen. (Unterjchriften.)

Bericht über die Einnahmen und Ausgaben der „Tasse Tee“ am 17. Mai (Vortrag des Herrn C. v. Dahn):

Einnahmen: 868 Abl. — Kov.
Ausgaben: 273 „ 50 „

Der Vorstand des Frauenvereins bestätigt hiermit dankend den Empfang der Reineinnahme im Betrage von 594 Abl. 50 Kop.

Herausgeber: Der 3.-B. des Verbandes der transk. Deutscher. Verantwortlich für die Redaktion: Das Redaktionskomitee.